

Unverkäufliche Leseprobe



Michael Stavaric
Brenntage
Roman

232 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-61265-7

Einmal im Jahr traten die Menschen der Siedlung geschlossen vor ihre Häuser, die meisten lebten und wohnten in meiner Nähe, wir sahen gebannt zu, wie irgendein Verwaltungsbeauftragter gemächlich die Straße entlangschlenderte, um (pünktlich) unseren Unrat abzuholen, alle ermahnten sich gegenseitig, nichts zu vergessen. Wir lebten in einer ärmlichen, jedoch liebenswerten Gegend, mit blickdichten Zäunen und immergrünen Hecken, vieles war mir seit jeher vertraut, sogar die Amseln unserer Siedlung konnte ich voneinander unterscheiden, beinahe alle Vögel, die sich hierher verirrt, kannte ich schließlich beim Namen. Als hätte sie jemand mit weithin sichtbaren Brandzeichen versehen, erkannte ich deutlich die erhabenen Initialen (wie bei Kühen und Kälbern auf irgendwelchen Weiden), etwa «BH», «EH», «KF» und so weiter, schon immer vermutete ich ein Geheimnis dahinter, als ob sie etwas in sich trugen und bewahrten würden, das es nur zu entziffern galt.

Einmal im Jahr verschwand aller Unrat aus unseren Häusern, der sich nur zu gerne in den Ecken und Kellern anhäufte, mein Onkel meinte noch mahnend ... *bloß nichts davon übersehen!* Man darf niemals vergessen, Entbehrliches und Verderbliches wegzuschmeißen, es anderswo zu deponieren, die Verwaltung war ohnehin zu nichts anderem zu gebrauchen. Einmal im Jahr räumten und schleppten wir demnach allerlei Gerümpel in unseren Garten, und all das, was die Behörde nicht haben oder entsorgen wollte, blieb unser Problem ... Wir nahmen Streichhölzer und Feuerbeschleuniger und taten, was getan werden musste. Der Onkel (sichtlich stolz) sprach von den *Brenntagen*, und irgendwann nahmen sich alle Nachbarn in unserer Straße ein

Beispiel, sie verbrannten Zeitungen und Möbelstücke, Gartenabfälle und Essensreste, Matratzen und Gummiwaren, sogar die einst so gern getragene und nunmehr verschlissene Kleidung übergab man der Obhut der Flammen.

Später sprach man sogar vom Brauchtum, am ersten Tag des Herbstes wurden fortan die Brenntage begangen, die ganze Siedlung war schon in aller Früh auf den Beinen, und pünktlich, wenn die Sonne sank, ging die Vergangenheit (und als solche waren die allerlei unnütz gewordenen Dinge zu sehen) in Flammen auf. Lauffeuer züngelten entlang der Gassen und Gässchen, in ihrem Schein sah ich die Nachbarn, die entfernten Verwandten und Bekannten, allesamt guter Stimmung und voller Inbrunst.

Die Brenntage sind das Beste, was unserer Siedlung passieren konnte, behauptete mein Onkel, sichtlich stolz, Urheber dieses Spektakels zu sein, das tatsächlich auch einen praktischen Nutzen hatte. Was das Feuer verschmähete, Metallteile, Steingut und Ähnliches, wurde anschließend im Garten vergraben, gleich neben den Grill- und Feuerstellen. Mit nahezu religiösem Eifer hoben die Menschen unserer Siedlung Gräben und Gräber für ihre Vergangenheit aus, darin landeten Matratzenroste und Kachelöfen, Motorenteile und Rasenmäher, Mikrowellen, Kleiderbügel, und was sonst noch das Herz nun nicht mehr begehrte.

An meinen ersten Brenntagen verbrannte ich alte Kuscheltiere, irgendwann in Ungnade geraten, ausgediente Relikte einer immer ferner gewordenen Kindheit, manchmal fordernd, bisweilen glücklich, ich kann mich viel zu gut daran erinnern. Nach und nach übergab ich sie den Flammen, die

Stoffhasen und Katzen, Drachen und Plüschbären, kein Einziges sparte ich auf oder hielt es zurück. Ein seltsamer (und merklicher) Ruck ging durch ihre Körper, kurz bevor sie die Flammen vollends erfassten, blickten sie mich vorwurfsvoll an, braune, grüne und schwarze Knopfaugen, die einst mit mir lebten, irgendwann in Vergessenheit gerieten und nunmehr langsam verkohlten. *Viele Erwachsene bringen es nicht übers Herz, sich ihrer Stofftiere zu entledigen*, sagte der Onkel, und er drängte mich, mir alles wohl zu überlegen, *du gibst eine Welt auf, weißt aber nicht, ob es für eine neue langt ... und schon gar nicht, ob du darin Halt findest!*

Oft genug betonte er, dass die neuen Welten gegen die alten nicht ankamen, dass früher alles besser war, dass die Menschen damals noch ihren Tatendrang auslebten, dass sie Prinzipien und Träume hatten, *sie ließen sich noch von Ehrgefühl leiten, keinesfalls waren sie so gesättigt und verdorben wie unsere Nachbarn*. Der Onkel wandte seinen Kopf einem der nahen Häuser zu, am Fuße des nächsten Hügels stand eine Villa (die ich allerdings als baufälliges Stockhaus in Erinnerung hatte) ... *dort, wo unsere Siedlung aufhört, leben die Bösen (und Reichen?)*, sagte er. *Sie leben dort in ihrem Gesinnungsmüll*, behauptete mein Onkel, und um dies zu bekräftigen, schüttelte er wild die Fäuste und stieß ein paar kräftige Flüche aus.

Doch schon bald war alles vergessen, denn selbst die Bösen (oder Reichen) folgten unserer Tradition, stapelweise türmten sie ihr Gerümpel in den Vorgärten auf und ließen den Flammen ihren Lauf. Gewiss doch, der Unrat der reicheren Nachbarn unterschied sich ganz wesentlich von dem unsrigen, enthielt er doch allerlei nützliche Dinge, nahezu neu-

wertig und von bester Qualität waren sie, die Bösen verbrannten, was wir benötigt hätten, und wir verachteten sie, weil dies die einzige Möglichkeit war, unseren Unmut auszudrücken.

Einmal im Jahr gab es tatsächlich Gerangel vor den Häusern der reicheren Familien, die Verwaltung, die Nachbarn und allerlei fahrende Händler, die ganze Siedlung war auf den Beinen, man stritt sich um die besten Stücke einer mutwillig abgelegten und immer noch schönen, jedoch böseren (oder vielleicht sogar heileren) Welt. Es hieß damals, lieber die Vergangenheit eines Böseren zu seiner Gegenwart erheben, als gar keine Herkunft zu haben, keine Zukunft oder Hoffnung auf bessere, sorglosere Zeiten.

Die wohlhabenden Nachbarn waren sich all dessen wohl gar nicht bewusst, sie pflegten unsere Bräuche und grüßten freundlich, doch wir hassten sie und ließen keine Gelegenheit aus, dies zum Ausdruck zu bringen. Manchmal löschten wir mutwillig ihre Feuer oder warfen Fensterscheiben ein, sobald sie sich abwandten, wir verprügelten ihre Kinder und verwüsteten die liebevoll angelegten Gärten, allerdings, wir ließen es stets so aussehen, als wären wir selbst die Opfer, wir schlugen uns gegenseitig Veilchen und zertraten auch die Tulpen und Nelken in den eigenen Gärten. Auch wir wollten beklagen, welchen Verlust wir erlitten hatten und dass der unsrige mehr zählte als der ihrige und dass wir die besseren Menschen waren ... Wir Kinder glaubten tatsächlich daran, dass die Welt so beschaffen war.

Nach und nach verbrannte ich alles, was mir unter die Finger kam, alte Bücher und Notate, Kleidung, Tücher, Schuhsohlen und Kassetten, Zigarettenschachteln (die ich lange Zeit sammelte), Heldenfiguren und Comics, Schallplatten (die mir gar nicht gehörten), Trockenblumen, Tierpräparate (der Onkel brachte mir manches bei), Spielbretter und noch vieles mehr, eigentlich alles, was mir von ideellem Wert schien. In meiner Kindheit, wenn der Onkel viel Zeit und offenbar kein geregeltes Einkommen hatte, fing er mir manchmal Vögel und Frettchen, die er tötete, ausnahm, trocknete und konservierte, er präparierte sie für mich, kämmte und zupfte an ihnen herum, so lange, bis sie schließlich normalen Plüschtieren glichen. Allerdings war dieses echte *Spielzeug* allen nur denkbaren Teddybären und Gummischlangen um Längen voraus, wo es doch einst tatsächlich gelebt und für mich allein mit dem Leben bezahlt hatte. Lapidar meinte der Onkel, all die Tiere würden gerne ihr Leben lassen, um einen Jungen wie mich glücklich zu machen, sie wollten nur mir gehören, mich betören, mit ihrer Schönheit und den ihnen innewohnenden Kräften. *Ich gehöre dir, will dich trösten und dein Freund sein, mit dir spielen, mit dir frieren, der Tod ist ein Geschenk, bedenk, bedenk! Amen*, sagten der Onkel und ich im Chor, obwohl ich mir nie sicher war, ob so ein endgültiges Wort wie *Amen* nicht alles zunichtemachte.

Die Brenntage selbst waren oft genug Anlass für wilde Spekulationen ... als etwa der Hund des Bäckers abhandenkam (den keiner leiden mochte) oder die Nachbarsköchin spurlos verschwand, als ein junges Mädchen im Teich untertauchte und die Luftblasen jählings abrissen, sie wurde von keinem je wieder gesehen. Viele Erinnerungen gingen

auch im Laufe der Jahre verloren, ich selbst habe längst damit aufgehört, die Welt verstehen zu wollen, der Onkel behauptete sogar, dass wir im Augenblick unserer Geburt alles ins Feuer stießen, dass wir verglühten allesamt in einem Feuerball und hinterließen keinerlei Spuren.

Ich lebte mit meinem Onkel und der Tante in einem der Häuser am Waldrand ... dort, wo sich die Birken, die überall in der Ebene zu finden waren, allmählich (und durchaus widerwillig) mit Fichten und Kiefern mischten. Eines der Lieblingsrezepte meiner Tante hieß bezeichnenderweise *Scheiterhaufen* ... Sie schälte Äpfel und schnitt sie in kleine, sichelförmige Scheiben, manchmal tropfte auch etwas Blut mit in die Backform, wo die Tante doch kurzsichtig war und sich mit dem Messer (unabsichtlich) kleine Schnitte versetzte, die Wunden heilten jedoch schnell. Die Äpfel schmeckten tatsächlich hausgemacht, Weißbrot wurde in Milch getränkt (die Tante mengte etwas Rum hinzu), später legte man alles behutsam in besagte Form, Äpfel- und Brotstücke, Schicht um Schicht, würzte mit Zimt, Vanillezucker und allerlei geheimnisumwitterten Dingen ... 180 Grad Oberhitze im Ofen, und fertig waren die sonntäglichen Leckerbissen.

Die Tante verwahrte ihre Rezepte in einem kleinen Handbuch, das im obersten Regal des Küchenschanks stand, es war streng verboten, dieses zur Hand zu nehmen, denn ich hätte die vielen losen Zettel und Notizen durcheinanderwirbeln können, da kannte die Tante kein Pardon. Manchmal (wenn sie schlief) schlich ich des Nachts in die Küche, um so manches Rezept heimlich abzuschreiben ... Die Vorstellung, von der Tante dabei erwischt zu werden, ließ mein

Herz höher schlagen, ich schwitzte und konnte später meine zittrige Handschrift kaum entziffern, kein Wunder also, dass mir manches Rezept misslang (allerdings, den Scheiterhaufen konnte ich im Schlaf).

Scheiterhaufen: 150 ml Milch, 2 Stück Eier, 1 Eidotter, Zimt, 1 Stück Zitrone (Schale), 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Esslöffel Kristallzucker, 4 Stück Semmeln; Apfelfüllung: 300 g Äpfel, 2 Esslöffel Kristallzucker, Zimt, ordentlich Rum (typisch Tante!), 2 Esslöffel Mandeln (grob), Butter (flüssig); Schneehaube: 2–3 Eiklar, 80 g Kristallzucker. Die Milch mit Eiern, Eidotter, Zimt, Zitronenschale, Vanille und Kristallzucker gut verrühren, danach die Semmeln in dünne Scheiben schneiden, mit der «Eiermilch» übergießen und 20 Minuten ruhen lassen. Unterdessen die Füllung zubereiten, Äpfel schälen, entkernen und in feine Scheiben schneiden, mit Zucker, Zimt, Rum (der so gut roch!) und gehackten Mandeln vermengen. Eine passende Form (einmal benutzte ich sogar Onkels alten Stahlhelm) mit flüssiger Butter ausstreichen, abwechselnd Semmelmasse und Apfelfüllung einschichten und mit einer Lage Semmelstücken abschließen, diese anschließend mit geschmolzener Butter beträufeln. Backrohr auf 180 bis 200°C vorheizen und den Scheiterhaufen 40 bis 45 Minuten goldbraun backen. Kurz zuvor das Eiklar aufrühren, mit Kristallzucker zu *steifem Schnee* (wir Kinder der Siedlung verwendeten diesen Ausdruck immer dann, wenn wir das Wort «Eis» – aus welchen Gründen auch immer – vermeiden wollten) aufschlagen, den Scheiterhaufen damit bestreichen und 10 Minuten lang überbacken.

Wohlgemerkt, im Jargon meiner Tante hieß dieser Speisevorschlag *Dzschemlovka* ... ein Wort, das ich lange Zeit nicht auszusprechen wagte, weil ich fürchtete, damit einen bösen Zauber heraufzubeschwören, wer weiß schon genau, was alles passieren kann, wenn man zu sorglos mit alten Rezepten hantiert.

Ein solcher Scheiterhaufen war selbstverständlich nicht mit mittelalterlichen Gepflogenheiten zu vergleichen; ich erinnere mich noch, wie mir der Onkel erzählte, dass man im Mittelalter Frauen verbrannte, weil sie zu laut ihre Meinung sagten und die Flammen auch viel besser (als Männer etwa) nährten. *Gott zu Ehren*, sagte der Onkel, *weil der weibliche Körper mehr Fett enthält* und Fett ein natürlich Brandbeschleuniger sei und dass man Fettbrände daher niemals mit Wasser löschen dürfe, ein Handfeuerlöscher sei das wahre Rüstzeug; der Onkel brachte mir später sogar den Umgang mit einem solchen bei, ich erinnere mich, beherzt versprühte ich flockigen Schaum und freute mich meines Lebens. Jedoch im Mittelalter, was blieb einem schon übrig, vielleicht etwas Erde ins Feuer streuen (war das dann Keramik?), nasse Lappen über die schwelenden Körper legen oder etwas in der Art, ich wusste es nicht, die Brenntage waren allerdings ein guter Anlass, um darüber nachzudenken.

Im Frühjahr saß der Onkel gerne vor dem Haus und fütterte die Amseln, manchmal auch nur allerlei unnützes Getier, das sich unverhohlen zeigte ... Sperlinge, Ratten und Marder, Käfer und Frösche – dass die Letzteren «Nützlinge» waren, erfuhr ich erst viel später. Als ich älter war, nahm mich der Onkel einmal verstohlen zur Seite, wies mit dem Finger

auf einen Frosch und meinte ... *wo ein Frosch, da findet sich stets etwas Glück, findet sich keines, liegt es an dir, schau bloß nicht zurück.* Dabei lachte er herzhaft, schlug sich auf seine kräftigen Schenkel und hüpfte neckisch durch den Garten. Ob er dann glaubte, selbst ein Frosch zu sein? Ich weiß nur zu gut, mein Onkel war immer schon ein merkwürdiger Mann: Er beschwor die Brenntage, nahm verschmitzt Tiere aus und huldigte den Fröschen ... So mancher in der Siedlung war davon überzeugt, er hätte sich *geistig* übernommen, aber niemand getraute sich, das offen auszusprechen, der Onkel war ein kräftiger Mann, so etwas könnte leicht ins Auge gehen.

[...]